

Veronica Stolte-Heiskanen, Feride Acar, Nora Ananieva u. Dorothea Gaudart Hg., **Women in Science. Token Women or Gender Equality?** Berg: Oxford/New York 1991, 256 S., öS ca. 850,00/\$ 59,50, ISBN 0-85496-742-7.

Der Sammelband zu „Frauen in der Wissenschaft. Allibifrauen oder Geschlechtergleichheit?“ dokumentiert die Ergebnisse eines übernationalen Forschungsprojektes, welches unter der gemeinsamen Leitung des Internationalen Rates für Sozialwissenschaften, des Europäischen Koordinationszentrums für Forschung und Dokumentation in den Sozialwissenschaften und der Unesco-Abteilung für Menschenrechte und Frieden im Zeitraum 1988 bis 1989 durchgeführt wurde. Die Beiträge bieten einen Überblick über die Situation von Frauen in Wissenschaft und Forschung in zwölf europäischen Ländern (Österreich, Bulgarien, Dänemark, Finnland, ehemalige Deutsche Demokratische Republik, Griechenland, Ungarn, Holland, Spanien, Türkei, ehemalige UDSSR und ehemaliges Jugoslawien), wobei der räumliche Schwerpunkt bewußt auf die „kleineren“ Länder, „über die unser Wissen sehr limitiert ist“ (Vorbemerkung), gelegt wurde. Inhaltlich sollten sowohl Hemmnisse als auch Möglichkeiten für Frauen analysiert werden, mit Macht und Verantwortung korrespondierende Positionen im wissenschaftlichen Feld zu besetzen.

Diesem im Vorwort formulierten Anspruch konnten jedoch nur wenige Beiträge gerecht werden. Die Berichte aus den ehemals osteuropäischen Ländern stellen – mit Ausnahme des Beitrages der Belgrader Soziologin Marina Blagojević – primär erste quantitative Daten vor und spiegeln damit das Anfangsstadium der diesbezüglichen Forschung in ihren Ländern. Obwohl letzteres für Österreich keineswegs zutrifft, ist leider auch der erste Beitrag der österreichischen Psychologin Dorothea Gaudart primär deskriptiv gehalten.

Die untersuchten Länder weisen unabhängig ihrer kulturellen, politischen und sozioökonomischen Unterschiede viele Ähnlichkeiten auf: Nahezu überall hat die Frauenerwerbstätigkeit in den letzten Jahrzehnten beständig zugenommen, machen Frauen heute zwischen einem Drittel bis fast die Hälfte der Erwerbstätigen aus. Ebenso gestiegen ist die Partizipation von Frauen im höheren Bildungswesen. Heute sind in allen diesen Ländern zwischen 40 und etwas über 50% der Studierenden Frauen, wengleich die Geschlechtersegregation auch auf der horizontalen Ebene des universitären Feldes europaweit Gültigkeit zu besitzen scheint: überproportionaler Studentinnenanteil in den Human- und Sozialwissenschaften sowie der Medizin, unterproportionaler Anteil in den ingenieurwissenschaftlichen und technischen Disziplinen.

Wie der Beitrag der türkischen Soziologin Feride Acar zeigt, bildet die Türkei, wo der Frauenanteil in den Naturwissenschaftlichen Disziplinen traditionell sehr hoch ist, eine Ausnahme dieser Regel. So waren beispielsweise an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Ankara bereits Ende der 40er Jahre 44% der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen Frauen (gegenüber 22% an der Humanwissenschaftlichen Fakultät). Verantwortlich für diesen Unterschied sind für Feride Acar die spezifischen Bedingungen während der Herrschaftsperiode von Kemal

Atatürk, in der einerseits die höhere Bildung von Frauen als ein Zeichen „of Westernization“ (150) betrachtet worden war und andererseits die positivistische Staatsideologie naturwissenschaftliche Disziplinen präferierte. Obwohl in der Türkei auch heute noch der Anteil von Frauen in höheren Positionen des Wissenschaftsbetriebs im Vergleich zu anderen westeuropäischen Industriestaaten überdurchschnittlich hoch ist (20% *full professors*, 23% *associate professors*), weisen die jüngsten Tendenzen in eine andere Richtung. An den neu gegründeten Provinzuniversitäten ist der Frauenanteil bereits sehr gering und auch türkische Studentinnen bevorzugen zunehmend sozial- und humanwissenschaftliche Studienrichtungen.

Hervorzuheben sind die Beiträge „Women in Science in Finland“ von Veronica Stolte-Heiskanen und „Double-Faced Marginalisation. Women in Science in Yugoslavia“. Die Belgrader Soziologin Marina Blagojević analysiert die komplexe Beziehung zwischen Geschlecht, Schichtzugehörigkeit, Position des universitären Feldes und Entwicklung der Wissenschaften sowohl in kognitiver, theoretischer, methodologischer als auch organisatorischer Hinsicht. Zur Auslotung der sozialen Faktoren, die im wesentlichen für die Diskriminierung von Frauen im wissenschaftlichen Feld verantwortlich sind, unterscheidet sie drei Ebenen: Auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene sind Frauen eine marginalisierte Gruppe, deren unterschiedliche Schichtzugehörigkeit ein gemeinsames Agieren verhindert. Gemäß ihrer These – je niedriger die soziale Schicht, desto stärker wird das biologische Geschlecht zu einem entscheidenden Selektionskriterium – können Frauen ihre Marginalisierung nur durch einen gesellschaftlichen Aufstieg überwinden, wozu sie als marginalisierte Gruppen einer zusätzlichen Förderung bedürfen. Das universitäre System des ehemaligen Jugoslawien beschreibt sie als ein bürokratisches, hierarchisches und patriarchales, dessen diskriminierende Strukturen für Frauen umso wirksamer werden, je näher sich die wissenschaftlichen Disziplinen zum „Feld der Macht“ (Bourdieu) befinden und je besser sie finanziell „belohnt“ werden. Die Konzentration von Frauen in sogenannten „femininen“ Disziplinen spiegelt gleichzeitig aber auch den geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkt wider und reproduziert diesen. Auf der individuellen Ebene rückt Marina Blagojević – neben den Spannungen zwischen den unterschiedlichen Rollen – auch andere Lebensentwürfe von Frauen in den Blick, mit von Männern verschiedenen Wertvorstellungen bezüglich Kreativität, Macht, Prestige und Geld. Aus ihrer Beobachtung, daß sich der Frauenanteil im universitären Feld des ehemaligen Jugoslawien in den letzten Jahren zwar kontinuierlich erhöhte, parallel dazu das wissenschaftliche Feld als Folge der ökonomischen Krise allerdings stark an Wert/Macht verlor, zieht sie folgenden Schluß: „The more prestigious the area of social life, the more closed it is to women“ (75) und „... the most open sciences to women are those that men have already 'left', or those that are the most connected with women's traditional roles.“ (93)

Der Beitrag von Veronica Stolte-Heiskanen zeigt, ähnlich wie Brigitte Mazohl-Wallnig für Österreich dokumentierte,<sup>1</sup> daß auch in Finnland die

<sup>1</sup> Brigitte Mazohl-Wallnig, Un-Gleichheit hinter dem Katheder. Ein kommentierter Situationsbericht über das stati(sti)sche Verhältnis der Geschlechter an Österreichs Uni-

Chancen für Frauen zum Einstieg in den Wissenschaftsbetrieb in der expansiven Phase (Übergang zur Massenuniversität Ende der 60er Jahre) am günstigsten waren, wobei der Prozentsatz insbesondere in jenen Disziplinen stieg, wo Frauen bereits am zahlreichsten vertreten waren. Letzteres verdeutlicht nachdrücklich die Wichtigkeit von Mentorinnen und Identifikationspersonen des gleichen Geschlechts. Veronica Stolte-Heiskanen weist das sich hartnäckig haltende und häufig bemühte Stereotyp zurück, daß die Ursache für die Unterrepräsentanz von Frauen primär in der Unvereinbarkeit von Karriere und Familie liegt. Diese Unvereinbarkeitsthese fand in finnischen,<sup>2</sup> ebenso wie beispielsweise in neueren bundesdeutschen Untersuchungen<sup>3</sup> keine Bestätigung. Das Augenmerk müsse nach Veronica Stolte-Heiskanen vielmehr auf die sogenannten *old-boys-networks* gelegt werden, da diese einen wichtigen Ort zur Akkumulation von wissenschaftlichem, aber auch sozialem Kapital darstellten. Neben der finnischen Akademie der Wissenschaften, deren Mitgliedschaft auch ein traditioneller Indikator für das symbolische Kapital eines Wissenschaftlers bzw. einer Wissenschaftlerin ist, unterzog Veronica Stolte-Heiskanen auch die verschiedensten Forschungsausschüsse des politischen Feldes einer geschlechtsspezifischen Analyse. Frauen sind in diesen Gremien sehr selten vertreten, haben noch seltener den Vorsitz inne, sind jedoch als Sekretärinnen gern gesehen. „In general the more direct the social and economic consequences of the activities of a given agency and the greater the influence of the private sector, the greater the invisibility of women.“ (51)

Österreich wird in diesem Sammelband durch zwei Beiträge der Wiener Psychologin Dorothea Gaudart repräsentiert. In ihrem ersten Beitrag „The Emergence of Women into the Research and Development in the Austrian Context“ (9–33) gibt sie wie bereits erwähnt primär einen statistischen Überblick über die Entwicklung der Erwerbsbeteiligung von Frauen, die Verteilung der Wissenschaftlerinnen nach Hierarchie und Disziplinen etc. und spricht sich in ihrer „conclusio“ indirekt gegen Frauenforschung/feministische Forschung aus: „Women scientists should become instrumental in the general process of science and not merely struggle for personal emancipation by research related to women“ (30). Ihrem zweiten Beitrag „Recommendations“ (227–235) stellt Dorothea Gaudart, die als Vertreterin des österreichischen Sozialministeriums seit Jahren um die internationale Zusammenarbeit in Sachen „Gleichbehandlung von Frau und Mann im Arbeitsleben“ bemüht ist, internationale Erklärungen und Empfehlungen zum Abbau von geschlechtsspezifischen Diskriminierungen voran. Ihre anschließenden Veränderungsvorschläge legitimiert sie mit dem Hinweis, daß die im Sammelband dokumentierten nationalen Studien diese Generalisierungen und Politikempfehlungen zulassen. Einige wenige ihrer Empfehlungen beziehen sich auf das Erziehungssystem, wobei ihre Vorschläge

versitäten, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 1, 1 (1990), 73–87.

2 Vgl.: Veronica Stolte Heiskanen u. Terttu Luukkonen-Gronow, Myths and realities of role incompatibility of women scientists, in: Acta Sociologica, 26, 3/4 (1983), 267–280.

3 Vgl.: Hrosowitha Röhrich u.a., Professorinnen in der Minderheit. München 1989.

(beispielsweise die Aufnahme der Biographien und professionellen Ererungenschaften von Wissenschaftlerinnen und Erfinderinnen in die Unterrichtsmaterialien der technischen und berufsvorbereitenden Schulen) etwas antiquiert wirken. Der überwiegende Teil ihrer Empfehlungen bezieht sich auf den Problembereich der „ungelösten Versöhnung zwischen beruflichen und familiären Pflichten“ (228) und in Verbindung damit auf: „die notwendigen strukturellen Veränderungen der *scientific community* auf nationalem, regionalem und internationalem Niveau“ (229). Dorothea Gaudart vertritt die Auffassung, daß eine Fortsetzung der höheren Bildung und der postgraduierten Ausbildung insbesondere für Frauen wichtig ist, da diese ihre Ausbildung oder berufliche Karriere häufig wegen „childbearing and childrearing“ (229) unterbrechen müssen. Ebenfalls ohne Quellenangabe bleibt ihre universalistisch formulierte und durch zahlreiche nationale Studien widerlegte Behauptung,<sup>4</sup> daß „Wissenschaftlerinnen mit Kindern die Zeit der Kindererziehung als die am wenigsten produktive Periode ihrer Karriere bezeichnen.“ (229)

Den Abschluß des Sammelbandes bildet eine von Ruža Fürst-Dilić zusammengestellte ausgewählte Bibliographie zu: „Women in Scientific and Technical Careers“, in die leider nur wenige Untersuchungen aus dem deutschsprachigen Raum Eingang gefunden haben.

Andrea Griesebner, Wien

---

<sup>4</sup> So haben beispielsweise Jonathan Cole und Herriette Zuckermann bereits 1985 nachgewiesen, daß ledige Wissenschaftlerinnen ohne Kinder nicht mehr publizieren als Wissenschaftlerinnen mit Familie: Vgl. Jonathan Cole u. Herriette Zuckermann, *The Productivity Puzzle: Persistence and Chance in Patterns of Publikation of Men and Women Scientists*, in: Marjorie Steinkampf u. Martin Maehr Hg., *Advances in Motivation and Achievement, II: Women in Science*, Greenwich, Conneticut 1985.